

68 und 68er aus der Perspektive soziologischer Zeitzeugenschaft

Ilona Ostner

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »90 Jahre 1928 – 50 Jahre 1968: Das ›Problem der Generation‹ von 1928 und die Bewegung der Generation von 1968«

Wie Bernd Weisbrod danke auch ich dem Veranstalter, Michael Corsten, nun in der Doppelrolle als *Zeitzeugin* und als *Soziologin* zu 68 an meiner Universität sprechen zu dürfen. Ich studierte ab Wintersemester 1967/68 Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, war Mitglied der 1969 gegründeten Sozialistischen Frauenorganisation München (SFOM) und Mitinitiatorin des Antrags zur Gründung der Sektion Frauenforschung (heute Geschlechterforschung) in den Sozialwissenschaften in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 1976 (zur SFOM z.B. Zellmer 2011, S.121f., 264; zur Sektionsgründung, vgl. Sektionsinitiative 1978). Meine *Zeitzeugenschaft* ist die einer „Minderheit in der Minderheit“: Noch studierten sehr wenige Frauen in der Bundesrepublik (nur 3,7 Prozent der 22-jährigen jungen Erwachsenen studierten 1962 überhaupt; der Frauenanteil an diesen Studenten betrug 6,3 Prozent, an den Professuren 3,2 Prozent). Ich gehörte einer sehr kleinen Gruppe von zunächst Studentinnen und später jungen Soziologinnen an, die sich wissenschaftlich und politisch für die Lage der Frau interessierten. Die Universität war damals in vielerlei Hinsicht ein recht männlicher Ort, erst recht wenn man wie ich während des Studiums zweimal Mutter wurde (1968; 1970) und „ziemlich schwanger“ zum Beispiel ein Referat beim Philosophen Arnold Metzger zum Freiheitsbegriff bei Marx und Marcuse hielt. Als *Soziologin* frage ich heute im Blick zurück nach dem möglichen Mehrwert einer nachträglichen Anwendung oder Übersetzung von Mannheims „Problem der Generation“ auf bzw. für meine 68er Generationserfahrung. Es handelt sich ja um „Nachträglichkeit“, denn wir aktiven Münchner Soziologinnen haben uns damals nicht als „68“ Generation und schon gar nicht als Generation im Sinne Mannheims verstanden.

Allerdings gehöre ich, Jahrgang 1947, zumindest idealiter zu der von Viggo Graf Blücher (1966) beschriebenen „Generation der Unbefangenen“ der 1940 bis 1949 Geborenen (das Buch habe ich erst viel später gelesen). Blücher kombinierte „Generation“ (in Anschluss an Mannheim) und „unbefangen“. Diese „Unbefangene“ zeichnete eine „verwandte soziale Lagerung“ aus, die parallele Teilnahme am selben Abschnitt kollektiven Geschehens, einschließlich der Möglichkeit, neu anzusetzen, was wir im kleinsten Rahmen ja auch taten, zum Beispiel durch die SFOM-Gründung oder unsere (damals) recht mutige, letztlich erfolgreiche DGS-Sektions-Initiative; kennzeichnend sollten auch vergleichbare, verbindende erste Lebenseindrücke sein, zum Beispiel das Unglück oder die Überforderung (auch durch Unterforderung) unserer oft akademisch gebildeten Mütter, wie es Betty Friedan (1963) für die USA beschrieben hatte; uns sollte folglich auch die Möglichkeit derselben Art der „Erlebnisschichtung“, damit verbunden die Möglichkeit ähnlicher Gegner, einen. „Unbefangen“ nannte Blücher die von ihm

konstruierte Generation wegen der Vielgestaltigkeit und Dynamik des sozialen Wandels, in die diese gestellt und dessen Produkt sie war. In Anschluss an Riesmans (1955) Idee der „Außenleitung“ und in Vorwegnahme der Gedanken, die Berger, Berger und Kellner in ihrem Buch *The Homeless Mind* (1973) entwickelten und zehn Jahre später Ulrich Becks Individualisierungsansatz maßgeblich beeinflussen sollten, beschrieb Blücher das Leben seiner „Unbefangenen“ als individualisierter, offener und folglich auch als vorbildloser: Diese Jugend müsste, so Blücher, das Leben privat, beruflich und gesellschaftlich in veralteten Institutionen bewältigen, sie wäre dabei mehr als ihre Vorfahren auf sich selbst und (siehe „Außenleitung“) auf Rat und Anleitung von Lehrern, Eltern oder Vorgesetzten angewiesen, deren Erfahrung allerdings in einer vergangenen Zeit geformt wurde, also kaum handlungsleitend sein konnte. Vor allem die Jüngeren der Kohorte (denen ich angehörte) durchlebten Blücher zufolge die Phase der Normalisierung der Verhältnisse in der Nachkriegszeit, zudem eine längere Phase stetig wachsenden Wohlstands. Neue arbeitserleichternde Technologien in der Arbeitswelt und neue Konsum- und Freizeitmöglichkeiten, auch der Siegeszug der Massenmedien trugen zur Individualisierung der jungen Menschen bei (ähnlich bereits Mayntz 1955) und zur Ausweitung oder „Internationalisierung“ ihrer Erfahrungswelt. Blücher nennt als spezifische Generationserfahrung auch die gestiegene soziale und politische Sicherheit, – jedenfalls wäre dies in seinen Interviewaussagen aufgetaucht. Ich würde dagegen eine frühe und besondere Politisierung meiner spezifischen Generationseinheit behaupten, zum Beispiel dass für mich (herkunftsbedingt zunächst) der Ungarnaufstand, die für die Ungarn enttäuschende Rolle der USA während des Aufstandes und dessen Niederschlagung, – und allgemeiner für meine Kohorte der Gymnasiastinnen, der Kalte Krieg und spätestens ab Mitte der sechziger Jahre der Vietnam-Krieg verunsichernd wirkten und politisch prägend waren. Soziale Sicherheit, institutionalisiert in den Sozialversicherungen, spielte für uns Schülerinnen und später Studentinnen zunächst keine Rolle, – die sozialpolitische Benachteiligung von Frauen wurde erst in den späten 1970er Jahren ein Thema sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Zwar gab es seit 1961 ein Recht auf Sozialhilfe, seine Bedeutung erkannte ich (wie die meisten meiner Mitstreiterinnen) lange Zeit überhaupt nicht. Studentinnen, auch arme oder alleinziehende (wie ich später), hätten ohnehin keinen Zugang gehabt. Schließlich: In Abgrenzung zu NS und DDR organisierten wir (Studenten und junge Akademiker) „staatskritisch staatsfern“ die außerhäusliche Betreuung unserer Kinder selbst.

Blücher jedenfalls erkannte damals bei den von ihm Befragten keine ideologische Fixierung, keine starken weltanschaulichen Bindungen an Religion oder Vaterland, was er mit dem Tempo der Veränderungen erklärte; stattdessen fand er „Weltneugier“, Unbefangenheit dem Neuen gegenüber, Offenheit für Vielfalt und wenn dann partielles Engagement. Er entdeckte auch keinen besonderen oder besonders virulenten Generationskonflikt, – vielmehr eine wachsende Nähe der Jungen zu den Eltern, vor allem zur Mutter (so schon früher Parsons für die USA) als die nun vorrangigen Vertrauten. Man kann diese (meine erlebte) Zeit beschleunigter Umwälzungsprozesse und „generationsverbindender“ Eindrücke kurz auf den Punkt bringen: zum einen als Dialektik von sozialer Differenzierung und Entdifferenzierung, in der die Jugendphase an Bedeutung gewann, Generationsunterschiede zugleich (u.a. durch die Intimisierung des Familienlebens) nivelliert wurden und das Erwachsensein sich „verjugendlichte“ (bei gleichzeitig schwacher oder fehlender Normierung des Jungseins), – als eine Dialektik von erodierender normativer Verbindlichkeit, von Deinstitutionalisierung bei gleichzeitiger Beharrlichkeit veralteter Institutionen, wie „Ernährermodell“ und „Hausfrauehe“; zum anderen schien den soziologischen Beobachtern diese Dialektik mit Phänomenen der Anomie, auf jeden Fall mit spezifischen Spannungen und Widersprüchen verbunden, zum Beispiel mit der Benachteiligung von Frauen in Rechtswirklichkeit und Alltag trotz Gleichheitsgebot und Diskriminierungsverbot des Verfassungsrechts; oder der Spannung zwischen der oft befürchteten „ortslosen“ neuen Sexualmoral trotz Fortbestehen des Kuppeleiparagraphen, der Unzugänglichkeit von Verhütungsmittel und Abtreibungsmög-

lichkeiten. Dabei hatten die befragten Paare in von Friedeburgs *Umfrage in der Intimsphäre* (1953) bereits ausdrücklich für Verhütungsmöglichkeiten plädiert.

Soweit, sehr abstrakt, die mögliche geteilte Erfahrung einer Generation, vor allem einer *Frauen*-generation, die zur „Bewusstmachung“, sogar zur politischen Aktion, wie partikular auch immer, drängte. Blau und Abramovitz unterschieden (2004) zwischen den „triggers“ und den „drivers“ des sozialen Wandels. Der soziale Wandel der 50er und „langen“ 60er Jahre und die inhärenten Widersprüche sind „triggers“, die erklären helfen, *warum* es überhaupt zum Aufbruch, teils zur Revolte, der 68er kommen konnte, und warum sich ein Gelegenheitsfenster zum Protest und Neuansatz auch für uns junge Frauen im Wissenschaftsbetrieb öffnete (ähnlich Zellmer 2011). Damit ist das *Wie* des Aufbruchs, sind seine verschiedenen Akteure und Aktionen, Problemdefinitionen und Strategien, die „drivers“, allerdings noch wenig verstanden.

Die Sechziger Jahre waren für mich „als Frau“, wie für viele andere Frauen in meinem Umfeld, eine getrennte, nicht mit Männern ohne weiteres teilbare weibliche Generationserfahrung, und beschreibbar als „Aufbruch der Töchter, Erbe der Mütter“. Die 1960er versprachen uns jungen Frauen einen radikalen Neuansatz, Aufbruch und Freiheiten, wie sie unsere Mütter nicht kennen konnten und den männlichen Gleichaltrigen fremd, wahrscheinlich auch nicht in deren Interesse sein mussten. Eine zwar immer noch sehr kleine, aber größer werdende Gruppe von Frauen konnte dank Bildungsexpansion und Ausbau der Hochschulen, dank auch der kontinuierlichen Vermehrung qualifizierter Dienstleistungsberufe (auch der neuen Teilzeit Chancen dort, vgl. Ostner, Willms-Herget 1983), mit einer raschen Integration in die Berufswelt und einer akademischen Karriere rechnen. Viele junge Frauen dieser Frauengeneration (auch ich) sahen darin die Chance, das Leben ihrer in der Hausfrauenehe gefangenen, oft unglücklichen Mütter hinter sich zu lassen; bewusst oder unbewusst übernahmen einige dieser „Töchter im Aufbruch“ das mütterliche Erbe und erfüllten deren Wünsche nach einem anderen Leben – nun auf neue, ihre, Weise.

Diese Frauen fanden sich aber mehrheitlich als Fremde in einer (nach wie vor) von Männern und für Männer gemachten Welt wieder (Glazer, Waehrer 1972). Unser Aufbruch in die männlich dominierte Welt der Universität (auch der Soziologie) lässt sich als Erfahrung sozialer, auch kultureller Schließung und der vielfältigen Beschränkungen beschreiben: als Erfahrung begrenzter oder behinderter Zugänge zur akademischen Karriere, insbesondere zur Habilitation, durch althergebrachte, ausgrenzende Rituale und Habitus-Erwartungen; Erfahrung auch von Denkgeboten und -verboten, typisch in der Formulierung vom „Nebenwiderspruch“ oder der Aussage, „Hausarbeit sei keine Wissenschaft“, sei nicht wissenschaftsfähig; oder als Abwehr frauenspezifischer Organisationsbildung und unserer Forderung nach autonomen Räumen innerhalb von Wissenschaft und Wissenschaftsorganisation als „schlechtem Partikularismus“ – so der Vorwurf des DGS Konzils gegen unsere Sektionsinitiative. Wohin wir auch immer blickten, rechts wie links sahen wir beschränkte politische Vorschläge und Strategien: so das Angebot einer bloßen „Öffnung der weiblichen Statusrolle“, keine grundlegende Veränderung; oder die Unterordnung der Frauenfrage unter die Arbeiterfrage; oder die Aufforderung zur zumindest partiellen Anpassung an die Männerwelt durch mehr Bildung, mehr Frauen im Studium, in der Arbeitswelt, in Führungspositionen, ein Mehr auch an Vereinbarkeit für Mütter – all dies nach dem Motto „Frauen verändern – Berufe nicht“ (kritisch: Beck-Gernsheim, Ostner 1978). Ulrike Prokop (1976) sprach deshalb von der „Verselbständigung politischer Strategien“ und der dominanten politischen Diskurse gegenüber dem „weiblichen Lebenszusammenhang“, die das Alltagsleben der meisten Frauen, seine Besonderheit, Potentiale und Ambivalenzen, die weiblichen Wünsche ebenso wie die Verluste ignorierten, die mit der fortschreitenden Rationalisierung und Ökonomisierung der weiblichen Lebenswelt einhergingen.

Hier setzte eine (meine) neue Soziologie aus Frauenperspektive an, die den weiblichen Lebenszusammenhang erkunden und (so eine Richtung) dem Erbe der Mütter gerecht werden wollte (dazu auch Zellmer 2011, S.264; Ferree 2012, S.92). Dies motivierte den Kampf um eigene theoretische und methodische Zugänge, – den Kampf auch um eigene Räume und eigene Organisationsformen und Organisationen, – führte im Ergebnis wenig überraschend auch zu neuen ideologischen Spaltungen: für oder gegen einen „Lohn für die Hausarbeit“, mit Simone de Beauvoir und Shulamit Firestone das weibliche Geschlecht überwinden *oder* mit Ulrike Prokop, Henri Lefebvre oder Claude Meillassoux eine Neubewertung des weiblichen Lebenszusammenhangs wagen?

Was wäre nun mit Mannheim für diese (meine) recht spezifischen Erfahrungen einer Alterskohorte junger Akademikerinnen gewonnen? Mannheims „Problem der Generation“ bietet zunächst eine interessante Analogie von Generations- und Klassenlage, die sich durchaus (allerdings unter Vernachlässigung der Vielfalt) auf die „Geschlechterlage“ ausdehnen lässt: verwandte Lage der Frauen, nicht der Männer im sozialen Raum, verwandte Erlebnisschichtung usw. Mannheim übersieht aber durchgängig die Möglichkeit von *Frauen-* versus *Männergenerationen*, – er denkt bekanntlich erstere erst gar nicht, obwohl nicht nur das Alter sondern auch das Geschlecht eine zentrale soziale Strukturkategorie ist. Die Dynamik, die durch das Zusammenspiel von Generation *und* Geschlecht (Erbe der Mütter, Aufbruch der Töchter) in Gang gesetzt werden kann, auch die erfolgreiche Politisierung, bleibt daher unsichtbar. Ausgeblendet wären damit auch die Machtasymmetrie im Geschlechterverhältnis, die dem Geschlechterverhältnis wie dem Lohnarbeitsverhältnis (wenn auch ganz unterschiedlich begründet) innewohnt, ihre Dynamik und die Möglichkeit der Veränderung innerhalb einer Generation und zwischen Generationen. Nun ist es keineswegs selbstverständlich, dass sich Frauen generationell verorten. Unsere faktische Rede vom Aufbruch oder der Revolte der „Töchter“ und vom „Erbe der Mütter“ stellt den eher seltenen Fall einer historisch und sozial begünstigten (triggers!) Selbstthematization als spezifische „generationelle“ dar, – eine Thematisierung des Unterschieds und des Zusammenhangs zwischen (Frauen-)Generationen und den Versuch der Überwindung der Fremdheit zwischen Müttern und Töchtern durch Annäherung. Nützlich ist schließlich Mannheims Hinweis auf die Bedeutung der Zwischengenerationen: Tatsächlich gab es maßgebliche Vertreterinnen dieser Zwischengeneration, empirisch vor allem Helge Pross, politisch später Rita Süßmuth, die auf unsere frauenforscherischen und frauenpolitischen Innovationen teils feindlich, teils moderierend einwirkten, – sie dann doch, wenn auch verkehrt, in den Politikprozess einbrachten.

Literatur

- Beck-Gernsheim, Elisabeth und Ilona Ostner. 1978. Frauen verändern – Berufe nicht? *Soziale Welt* 29:257–287.
- Berger, Peter, Brigitte Berger und Hansfried Kellner. 1973. *The Homeless Mind*. New York: Random House.
- Blau, Joel und Mimi Abramowitz. 2004. Introduction: Social Problems, Social Policy, Social Change. In *The Dynamics of Social Welfare Policy*, Hrsg. Joel Blau mit Mimi Abramowitz, 3–18. Oxford: Oxford University Press.
- Blücher, Viggo Graf. 1966. *Die Generation der Unbefangenen – Zur Soziologie der jungen Menschen heute*. Berlin und Heidelberg: Springer-Verlag.
- Ferree, Myra Marx. 2012. *Varieties of Feminism: German Gender Politics in Global Perspective*. Stanford: Stanford University Press.
- Friedan, Betty. 1963. *The Feminine Mystique*. New York: W. W. Norton.
- Friedeburg, Ludwig von. 1953. *Die Umfrage in der Intimsphäre*. Stuttgart: Enke.

- Glazer, Nona und Helen Y. Waehrer. Hrsg. 1972. *Woman in a Man-Made World. A Socioeconomic Handbook*. Chicago: Rand McNally.
- Mayntz, Renate. 1955. *Die moderne Familie*. Stuttgart: Enke.
- Ostner, Ilona und Angelika Willms-Herget. 1983. Strukturelle Veränderungen der Frauenarbeit in Haushalt und Beruf. In *Krise der Arbeitsgesellschaft?*, Hrsg. Joachim Matthes, 206–227. Frankfurt a.M.: Campus.
- Prokop, Ulrike. 1976. *Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Riesman, David. 1958. *Die einsame Masse*. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch (1964).
- Sektionsinitiative (Heide Göttner, Lerke Gravenhorst, Susanne Grimm, Ilona Ostner, Lising Pagenstecher, Ingrid Richter-Dridi, Barbara Riedmüller, Marianne Rodenstein, Christine Woesler). 1978. Antrag im November 1978 zur Gründung einer Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), In *Dokumentation der Tagung Frauenforschung in den Sozialwissenschaften*, 1–14, München Oktober 1978: Eigenverlag.
- Zellmer, Elisabeth. 2011. *Töchter der Revolte? Frauenbewegung und Feminismus der 1970er Jahre in München*. München: Oldenbourg.